

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nummer 6

11. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. März 1947

INHALT: Die tragenden Kräfte des benediktinischen Werkes: I. Der Gründer und seine Regel — II. Ungebrochene Jugend — III. Der Orden und die Kirche — IV. Menschliches und Allzumenschliches.

Katholische Kirche im neuen tschechoslowakischen Staat: Synthese aus Traditionellem und Revolutionärem — Kirche und Staat — Kirchliches Leben — Priestermangel — «Studium Catholicum» — Die Ordensgemeinschaften.

Ex urbe et orbe: «Katholizismus als politische Macht» — Politische Anpassung? — Das Geheimnis der kirchlichen Macht — Pharaonenmoral — Wo bleiben die Kriegsgefangenen? — Die Konferenz in Moskau: Unerwarteter Auftakt — Schwaches oder starkes Deutschland?

Neue Wege zur anglikanischen Kirchenunion: Die anglikanische Kirche und die Freikirchen — Union in Südindien — Einigungsbestrebungen in Kanada — Ein Vorschlag von Erzbischof Fisher — Reaktion in anglikanischen Kreisen.

Gibt es in Ungarn Religionsfreiheit? Keine Versammlungsfreiheit — Keine Redefreiheit — Keine Pressefreiheit.

Die tragenden Kräfte des benediktinischen Werkes

Dass die Geschichte des Benediktinerordens ehrwürdig und imponierend ist, wird wohl von keinem Kenner bestritten, in welchem Lager er auch immer stehen mag. Die Sprache der Tatsachen ist zu klar, das vorliegende Beweismaterial zu reich. Wir bemühen uns also im vorliegenden Gedenken an den 1400. Todestag des hl. Benedikt nicht weiter, von dem zu sprechen, was die Benediktiner im unendlich langen Zeitraum von 547 bis 1947 alles gewirkt und erreicht haben; sondern es soll uns hier die u. E. viel interessantere, und apologetisch auf jeden Fall viel dankbarere Frage gestellt werden: Wie haben die Benediktiner das tatsächlich Erreichte erreichen können? Welches sind die treibenden Kräfte dieses Organismus? Auf welchen Pfeilern ruht dieser gewaltige Dom?

I. Der Gründer und seine Regel.

Das letzte Geheimnis allen menschlichen Erfolges liegt wohl doch in der Persönlichkeit dessen, dem Grosses gelingt. Was aber Benedikt geschaffen hat, die Organisation Monte Cassino und dessen Regel, ist so klar, zielsicher, abgewogen, dass wir uns St. Benedikt nicht anders denken können, denn als einen Mann, dessen Blick allein schon genügte, um Ordnung zu schaffen, und dessen Wort auch nicht den leisesten Zweifel an seiner Wahrheit aufkommen liess. «Ein gesunder, praktischer Kopf, mit klarem und kühnem Wollen; ein Mann, der befehlen kann und Ordnung verlangt, wo immer es sei; ein Mann, der Recht und Billigkeit, die Wurzel der Ordnung, zum Masstab seines Handelns nimmt, und überall den Frieden sucht, die Frucht der Ordnung. Also von Natur ein strenger und herber Charakter, doch wunderbar veredelt vom Geist des Evangeliums, so sehr von ihm durchformt, dass seine Güte in seiner Regel nicht selten zur zärtlichen Liebe wird; und seine Strenge, die man fast erahnt, paart sich mit milder Nachsicht und feinstem Takt. — Als Ganzes also eine gerade, starke Persönlichkeit und zugleich ein Mensch von seltener Ausgeglichenheit. Ein Mann, in dem sich Güte und Kraft, Demut und Würde, die Liebe zur Arbeit und die Liebe zum Gebet in wunderbarster Weise ergänzen». (Ph.

Schmitz, Geschichte des Benediktinerordens. Einsiedeln, 1947, I, 21).

Man glaube freilich nicht, diese beglückende Harmonie echt christlicher Humanität sei Benedikt kampflos zuteil geworden. Sie war die Frucht schmerzvollen Ringens, der Preis demütigender Enttäuschungen, der Lohn vollständiger Selbstverleugnung.

Aber aus alledem formte sich schliesslich ein geistiges Angesicht, das allen Lesern der «Dialoge» Papst Gregors d. Gr., des einzigen zeitgenössischen Biographen, so klar und einprägsam vor Augen stand, dass fortan eigentlich niemand die Züge des Heiligen wesentlich verzeichnete. Welche Metamorphosen und Karikaturen mussten sich doch andere Heilige gefallen lassen. Bei Benedikt dagegen blieb alles, wie es war. Man hat ihn nicht umgedeutet und falsch gesehen. — Darin liegt wohl der erste Grund für die Konstanz einer Institution, die als Ganzes die Visitation ihres Gründers auch heute nicht zu fürchten hätte. Also: Geheimnis der starken und ausgeglichenen Persönlichkeit, in der die menschlich-christliche Vollendung den Grad der Heiligkeit erreichte.

Aber ebenso fundamental wie die Persönlichkeit des Gründers war für den Orden das Regelbuch. Vielleicht gibt es in der gesamten christlichen Literatur — das Evangelium abgerechnet — kein zweites Buch, und schon gar kein zweites von so geringem Umfang, das in ähnlicher Weise die Herzen der Menschen formte und Weltgeschichte machte. Woran mag das liegen? Wohl doch vor allem am Geist des Evangeliums und am Geist des Masses, die uns auf jeder Seite, ich möchte sagen in jedem Wort begegnen. «Christus dem wahren König zu dienen», «eine Schule des Dienstes für Gott» (Prolog) zu gründen, ist eigentlich die einzige Absicht, die St. Benedikt beim Schreiben seiner Regel leitete. Das schlichte, reine Evangelium mit gottesfürchtigen, demütigen, keuschen, armen und darum arbeitsamen Brüdern täglich zu leben — dies, und dies ohne Abstrich, ist der Grundgehalt der 73 kurzen Kapitel. Benedikt vertrat fast in jedem Satz eine staunenswerte Vertrautheit mit dem Wortlaut und noch mehr mit dem Geist der Hl. Schrift. Von hier mag es kommen, dass die benediktin-

nische Frömmigkeit von Gregor d. Gr. über Anselm und Bernhard bis zu Blossius und Marmion (Gertrud d. Gr. und ihr Kreis freilich ausgenommen) mehr eine beschauliche «lectio divina» denn ein forschendes Ergründen oder inbrünstiges Glühen war. Und Bossuet nennt die Regel «un docte et mystérieux abrégé de toute la doctrine de l'Évangile» (Panégyrique de S. Benoit). Von hier die zeitlose Frische der Regel, und von hier ihre gewinnende Kraft über die Herzen ungezählter katholischer und vor allem auch nichtkatholischer Christen.

Und dazu als Zweites der Geist des Masses. Ob es wohl noch eine andere Ordensregel gibt, die so «objektiv», so «unpersönlich» spricht? Wohl sagt auch Benedikt «ich»: Credimus, didicimus, diximus. Aber es ist nicht das selbstsichere «Ich» des Heissporns, nicht das ungestüme «Ich» des Reformators, nicht das glühende «Ich» des himmelstürmenden Idealisten; sondern immer die beherrschte Ansicht des abgeklärten und erfahrenen Mannes, der gar sehr um die Relativität eigenen Willens und Meinens weiss. Benedikts Regel ist die Frucht seiner reifen Jahre, wohl erst im 6. Jahrzehnt seines Lebens begonnen, und erst im 7. Jahrzehnt abgeschlossen. Zusätzliche Schlusskapitel zeigen, dass ihm die Erfahrung noch manches lehrte. Mass in allem: Im Beten und Arbeiten, im Fasten und Schlafen, man spricht mit Mass und schweigt mit Mass. Dem Idealisten wird der Höhenflug nicht verwehrt, und dem erdgebundenen Realisten das Leben im Kloster nicht zu schwer gemacht. Der Heroismus wird gelobt, aber keinem aufgezwungen. Zeitbedingtes (Nahrung und Kleidung, Tagesordnung) wird nicht verabsolutiert; und nur wenig wird eindeutig klar gefordert (Gehorsam, Gotteslob, Armut), dieses wenige dafür aber umso klarer. — Begreiflich, dass man die Benediktinerregel eine Edelfrucht des römischen Geistes nannte. «Discretione praecipua» rühmt schon Gregor d. Gr. von ihr. Aber noch mehr ist sie wohl das Werk des Hl. Geistes — «Omnium justorum spiritu plenus fuit» (Dial. 16). Und darum verraten auch Wort und Tat des Heiligen etwas vom zeitlosen Mass jener göttlichen Weisheit, die wir besingen mit dem Lob: «Fortiter suaviterque disponens omnia».

II. Ungebrochene Jugend.

Etwas vom Merkwürdigsten an der Benediktinergeschichte ist der beständige Wechsel von Auf und Ab; Zerfall und Reform, Rückschlag und Neuaufstieg folgen sich so regelmässig wie Flut und Ebbe des Meeres. Neben dem Papsttum und der Gesamtkirche gibt es im abendländischen Kulturbereich wohl keine Institution, die sich über eine ebenso lange und ebenso schicksalsreiche Geschichte ausweisen kann wie der Benediktinerorden. Denn als Totilas Goten Italien durchstreiften, war Monte Cassino bereits begründet, und als die Asche der Potentaten des III. Reiches ein Novembersturm verwehte, war der Orden noch ungebrochen auf fünf Kontinenten am Werk. Bei der Kirche Christi mag zur Erklärung eines so verblüffenden Faktums die Verheissung des Herrn genügen: «Et portae inferi non praevalent». Bei einer rein menschlichen Körperschaft aber wird man auch nach geschichtlichen Gründen fragen.

Die Erklärung liegt m. E. vor allem in der Zielsetzung des Ordens. St. Benedikt macht das Kloster seiner Mönche keinem konkreten Zwecke dienstbar. Monte Cassino war nicht die zeitbedingte Lösung und Antwort für ein bestimmtes und dringendes soziales, aszetisches und apologetisches Bedürfnis des Augenblicks, wie dies sich von manchen spätern Ordens- und Kongregationsgründungen mit gewissen Vorbehalten tatsächlich sagen lässt. St. Benedikt kennt für seine Novizen nur

eine Eignungsprüfung: «Si revera Deum quaerit — sucht er wirklich Gott?» (c. 58). Gott loben im Chor, Gott dienen in gehorsamer Arbeit, Gott lieben in den Brüdern — das ist das ganze Ordensprogramm der Benediktiner. Solange also Gott nicht veraltet, ist auch dieses Programm nicht veraltet. Natürlich steht jedes Menschenwerk auch im Rahmen von Raum und Zeit, und unterliegt damit dem Wechsel von Raum und Zeit. Weil aber diese zeitbedingten Formen nicht zum Wesen des Ordens gehören, hat er bis heute auch immer wieder die Kraft gefunden, sich den neuen Verhältnissen anzupassen, und dann wieder sich von ihnen zu lösen.

Bestimmt, dieses Anpassen und Lösen war nie schmerzlos, und oft ungeheuer schwierig. Und immer wieder musste sich das reine, ursprüngliche Ideal im harten Kampf gegen lokale oder zeitbedingte Erstarrungserscheinungen durchsetzen. Kaum ein Jahrhundert der Benediktinergeschichte, das nicht seinen Reformator hervorgebracht hätte. Benedikt von Aniane im 9. Jh.; Cluny im 10.—11. Jh.; mit ihm die Reformzentren von Verdun, Brogne, Fruttuaria, Hirsau, Regensburg; St. Bernhard im 12. Jh.; später die wendenden Kongregationsverbände und Reformzentren von St. Justina in Padua für Italien, Valladolid in Spanien, Bursfeld in Norddeutschland, und im deutschen Süden Kastl und Melk. Und nach der Reformation die neueren Kongregationsverbände, so jene der Schweizer Benediktiner von 1602. Dann wieder die Impulse, die in Frankreich von den Maurinern und Abt de Rancé in la Trappe ausgingen; schliesslich Dom Guéranger in Solesmes, Abt Maurus Wolter in Beuron und die missionarischen Ideale von St. Ottilien. — All dies sind Tatsachen, die nicht zu leugnen sind, mag man das Wort «Reform» gern oder ungern hören. Menschliches Tun ist eben gebrechlich, und auch die reinsten Glut wird mit der Zeit erkalten. — Aber interessant für all diese Reformversuche und Reformfolge ist eben dies, dass alle um den einen Mittelpunkt kreisen: Zurück zum Ideal: «Nihil operi Dei praeponatur» (c. 43). Dabei ging der heilige Eifer freilich nicht selten zu weit. Benedikt von Aniane und Cluny z. B. machten das Gotteslob nicht nur zum ersten, sondern fast zum ausschliesslichen Tagewerk des Mönches, und zerstörten damit die vom hl. Benedikt so weise erstrebte und verwirklichte Harmonie des Ora et labora. — Trotzdem hat jede Reform ihr Gutes: sie reinigt, klärt, spornt an und bringt den Erweis für wirkliches Leben. — Der Orden als Ganzes blieb also nie dauernd beim einmal Gewonnenen stehen; sondern hat sein Leben immer wieder erneut an der Norm der Regel ausgerichtet.

Da aber die Regel für die konkrete Gestaltung des klösterlichen Alltags weitesten Spielraum liess, standen jedem Kloster hundert verschiedene Möglichkeiten offen, sofern sie nur seinen primären Zweck, den «Kriegsdienst für Christus» nicht ernstlich in Frage stellten. Und so wuchsen die einzelnen Benediktinerklöster durch die Fügung Gottes, durch den Willen der Kirche und die gestaltenden Kräfte der Geschichte allmählich in die verschiedensten Aufgaben hinein. Die Mönche wurden Erzieher — man nannte sie ja schon die Erzieher des Abendlandes. Kein Kunstzweig war den Klosterwerkstätten fremd. Der eigene Gutsbetrieb wurde zur Musterfarm; der Vater des Klosters wurde als Fürstabt Vater von Volk und Land; und kaum ein Wissensgebiet, das forschende Mönche nicht bereichert hätten. Man kann nur staunen, mit welcher Zuversicht man sich an all diese Aufgaben verschenkte. Dass sich einige darin auch verloren, sei nicht geleugnet. So ist z. B. am Untergang St. Gallens nicht nur Müller Friedberg schuld, sondern auch der Geist der Aufklärung bei mehr

als einem der letzten Konventualen St. Gallens. Und das klägliche Ende von Pfäfers hat seinen letzten Grund im zu «aufgeschlossenen» Verkehr mit der «Welt» des Baderortes. Aber unvergleichlich grösser ist sicher doch die Zahl jener ungebrochenen Naturen, die unbeschadet um Seele und Kirche die Vielfalt des irdischen Lebens zu meistern verstanden und alles weltliche Werk mit christlichem Geist verklärten und durchdrangen.

Wer diesen Assimiliationsprozess aus der Nähe verfolgt, der kann nur staunen über den Optimismus, mit dem man der «Welt» begegnete. Auch Heilige ergötzen sich an der Lektüre von Horaz, Ovid, Terenz, Lukan, und auf dem Brunnen im Kreuzgang von Saint-Denis tanzten unbeschwert die Museen Griechenlands. Wir begegnen hier einem christlichen Humanismus, der gerade uns Modernen wieder Mut machen darf und für uns richtunggebend werden kann: «Homo sum, humani nil a me alienum puto». Zu diesem Satz von Terenz standen mit wenigen Abstrichen auch Heilige wie Beda Venerabilis und Abt Petrus von Cluny, und Forscher mit klarer Linie, wie Mabillon und Albert Kuhn.

Und dieser gleichen Aufgeschlossenheit für alle Werte und Bereiche des Lebens verdanken wir die wohlthuende menschliche Vollwertigkeit ungezählter Benediktiner, gerade auch der heiligen Benediktiner. Wohl schützte St. Benedikt den Geist seines Klosters mit einer wirklichen Mauer; aber innerhalb der Mauer hat es Platz für Gärten und Scheunen, für Kirche, Küche und Mühle, für Bibliothek und Schule, für Kunst und Heiterkeit. Der Benediktiner wächst in einer hellen, weiten und reichen Welt heran. Man will gesunde und gerade gewachsene Menschen, unverbogen an Leib und Seele. Das Regelideal erlaubt das Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte. Ungebrochen und unverzwängt soll jeder im Rahmen seines Naturells dem Herrn mit seinen gerade ihm verliehenen Gaben dienen. Letzte Regierungsmaxime des Abtes ist nicht die Dressur nach einem Schema, sondern der Grundsatz, «dass die Seelen gerettet werden, und alle Brüder ihren Dienst ohne berechtigte Klage zu verrichten vermögen» (c. 41). Die Mönche und Klosterschüler sind nicht Rekruten, sondern Persönlichkeiten, die der Abt und Lehrer zu achten hat: «Multorum servire moribus — sich dem Charakter aller anzupassen» ist «die schwere und mühevollere Aufgabe» (c. 2), aber auch die ungemein lohnende, dankbare Aufgabe jedes benediktinischen Erziehers. — Sind das nicht alles brauchbare Steine für den Aufbau einer zerschlagenen Welt?

III. Der Orden und die Kirche.

Als Papst Gregor d. Gr. die Benediktiner mit der Missionierung Englands betraute, geschah ein entscheidender Eingriff in den Wachstumsprozess des jungen Ordens. In der Benediktinerregel war kein Ansatzpunkt für diese Tat. Aber das Recht hiezu hatte die höchste kirchliche Autorität ohne Zweifel. Und der Gehorsam hat sich auch hier ganz wunderbar gelohnt. Nicht durch die Regel, aber durch den Willen der Kirche wurden die Benediktiner die Missionare des Frühmittelalters. Und ihre besten Erfolge verdanken sie ihrer typisch benediktinischen von Papst Gregor d. Gr. vorgezeichneten Arbeitsmethode, dem Prinzip der Akkommodation. Langsam, aber stetig verschoben sich jetzt die Grenzen der Christenheit vom Kanal nach Schottland, von der Ostsee an den Polarkreis, von den Pyrenäen zum Ebro und Tajo, vom Rhein an die Elbe, von der Elbe zur Weichsel. Wer diesem Vormarsch im einzelnen folgt, entdeckt dabei freilich, dass auch diese Erfolge mit viel Blut und schmerzlichen Rückschlägen bezahlt werden

mussten. Aber auch dies zeigt sich ermutigend klar: Fast nie hat man sich ganz umsonst geopfert. War der erste Versuch ein Fehlschlag (etwa Bonifazius in Friesland, Ansgar im Norden, Adalbert in Polen), dann gelang das Werk eben beim zweiten Ansturm. — Und wenn das Gewonnene nicht nur gewonnen, sondern auch gehalten werden konnte, dann hat dies weitgehend seinen Grund in der benediktinischen Stabilität, welche es erlaubte, ja sogar dazu zwang, mit einer Landschaft und ihrem Volk innerlich zu verwachsen und sie ganz langsam von innen her umzugestalten. — Daneben bleibt freilich auch wahr, dass die blinde Gewalt der Zerstörung (Krieg, Feuer und insbesondere auch die habgierige Hand des Staates) Kräfte hat, die nichts zu bannen vermag. Ungezählte Klöster wurden das Opfer dieser zerstörenden Mächte — und standen nie wieder auf. War aber deshalb ihr Wirken umsonst? «Wirket solange es Tag». Wir werden nur Rechenschaft geben müssen für jene Jahre, die uns zu wirken vergönnt war. Das andere ist Gottes Sache.

Noch eines sei nicht vergessen in diesem Kapitel: Die Kirche belies den Benediktinern bis zum heutigen Tag ihre föderative Ordensverfassung. Der ganze Ordo S. Benedicti ist nicht ein einziges Riesenkloster, sondern ein dezentralisierter Klosterverband, kein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund. Der Abbas primas hat mehr nur einen Vorrang der Würde als einen Vorrang des Rechtes. Das war und ist die Stärke des Ordens: Jedes Kloster darf sich im gesunden Wettstreit frei entfalten, ergreift selber die Initiative, trägt selber die Verantwortung und erntet selber die Früchte. Und so geschieht an Land und Volk im Umkreis jedes Klosters viel Gutes, für das einem landesfremden Ordensgeneral vielleicht das geschichtliche Verständnis fehlen würde. Zugleich aber ist dies — ganz offen zugegeben — auch unsere Schwäche; wir können manche dankbare und lockende Aufgabe nicht übernehmen, weil unsere Kräfte zu zersplittert sind. Doch dafür sind ja andere da. Omnicuique suum. Dummodo Christus praedicetur. — Und sollte schon irgendwer sich mit dem Gedanken tragen, dem Benediktinerorden eine modernere Kutte zu schneiden, so möchten wir doch wenigstens wünschen, der neue Habit werde von einem tüchtigen Klosterbruder zugeschnitten, und zwar mit Berücksichtigung der altererbten und praktisch bewährten Façon.

IV. Menschliches und Allzumenschliches.

Auch dies sei offen zugestanden: Auch die imposante Benediktinergeschichte ist aus der Nähe gesehen ein Menschenwerk mit vielen, vielen Unzulänglichkeiten. Nicht jede «Reform» ist zwar die Reaktion auf vorausgegangenen Zerfall. Aber es gab Zerfall, in vielen Klöstern, in vielen Ländern, in vielen Zeiten. Zerfall sogar der schlimmsten Art, Entstellung des Ideals bis zur Unkenntlichkeit. Wohl trifft auch hier die erste Schuld nicht immer die Mönche; doch bleibt auch dann noch sehr viel Schuld.

Wie viel hat man gestritten um Recht und Ehre und irdischen Besitz; auch dann, wenn der kleine Einsatz den grossen Verlust des Friedens wahrhaftig nicht lohnte. — Und wie hart musste sich jede Reform ihr Daseinrecht erkämpfen. Mit welcher unglaublichen Mitteln verstand es oft die Reaktion, das Gute zu hintertreiben. Und das Traurigste daran ist vielleicht dies, dass die menschliche Beschränktheit und Begrenztheit dies alles oft bonafide, im Zeichen des Guten tat. Wie leicht täuscht doch der Mensch sein eigenes Herz! — Und wie viel Eifersucht war unter jenen, die sich in Liebe achten und

fördern sollten. — Und wie blind hat man sich selbst gesucht, den eigenen Glanz, die eigene Macht, und hat nach aussen doch die Fahne Christi vorgekehrt; auch das heilige Cluny ist davon nicht ausgenommen.

Und dennoch sind wir nicht untergegangen. Trotz allem Dunkel ist das Licht des Guten noch heller. Trotz aller Kräfte, die immer erneut die Mauern unterwühlten,

erlebt der Orden gerade heute eine neue Blüte. Die Zahl seiner Mönche hat sich seit 1880 beinahe verdreifacht: Mehr als 10000 Professoren in 190 Klöstern (1935) und über 16000 Nonnen. Ist das nicht Grund genug, auch hier die Hand des barmherzigen Gottes am Werk zu sehen? «Misericordias Domini, quia non sumus consumpti!»
Dr. P. Ludwig Räber O. S. B.

Katholische Kirche im neuen tschechoslowakischen Staat

Will man die Lage der katholischen Kirche in der Tschechoslowakei gerecht beurteilen, so muss man sich vor Augen halten, dass in diesem zwischen Deutschland und Russland liegenden, mitteleuropäisch-demokratischen Staat gerade jetzt ein Parlament am Werke ist, das sich «Verfassungsgebende Nationalversammlung» nennt. Dieser Name erhellt dem fremden Beobachter, dass die neue Verfassung der Tschechoslowakei gerade jetzt im Werden ist: die rechtlichen Institutionen in der Tschechoslowakei bekommen eben in dieser Zeit ihre neue Basis — es wird eine Synthese aus Traditionellem und Revolutionärem gesucht. Auch die Lage der Kirche ist unter diesem Gesichtswinkel zu betrachten. Nichts ist fertig, nichts ist endgültig entschieden. Das zum grössten Teil (rund 70 Prozent) katholische Volk der Tschechoslowakei gibt sich seine neue Verfassung selbst. So liegt es an den aktiv-katholischen Elementen, sich und ihre gerechten Wünsche auf parlamentarische Weise durchzusetzen, eventuell durchzukämpfen. Unter den zugelassenen Parteien ist die Volkspartei in der tschechischen Landeshälfte (Böhmen, Mähren-Schlesien) die legitime Vertreterin der katholischen Interessen auf politischem Gebiet, doch sind positive und praktizierende Katholiken auch in der liberalen «nationalsozialen» Partei zu finden, die man meistens Benesch-Partei nennt. In der slowakischen Landeshälfte haben die Katholiken vor den Wahlen im Mai 1946 ein Abkommen mit der bis dahin hauptsächlich protestantisch orientierten Demokratischen Partei geschlossen, die seit damals somit auch als Repräsentantin der Interessen der katholischen Slowaken im tschechoslowakischen Parlament bezeichnet werden kann. Die Zusammenarbeit zwischen Katholiken und Protestanten im Rahmen dieser Demokratischen Partei lässt freilich noch mancherlei zu wünschen übrig.

Kirche und Staat

Zu Beginn des Jahres 1947 stellt sich die Lage der Kirche und der Katholiken etwa so dar: Die Tschechoslowakei unterhält reguläre Beziehungen zum Hl. Stuhl. Die Ernennung eines Prager Erzbischofs nach fünfjähriger Sedisvakanz ist in der Person des Theologieprofessors Mgr. Dr. Josef Beran, eines Märtyrers der tschechischen Nation und politischen Häftlings der Deutschen in Dachau, Ende 1946 erfolgt. Der Staat stellt sich zur katholischen Religion positiv, der Religionsunterricht wird gesetzlich durchgeführt — und mit Ausnahme der Grenzgebiete Böhmens und Mährens, wo durch die Aussiedlung der deutschen Bevölkerung gewisse Vakua entstanden sind, ist die religiöse Lage in Pfarrei, Schule und Haus nicht schlechter, in manchen Gegenden sogar besser als im Jahre 1938. In Böhmen und Mähren sind die Ordenschulen, die von den Deutschen unter der Besetzung geschlossen worden waren, im Herbst 1945 wieder eröffnet worden. In der Slowakei, wo diese Ordenschulen sich während der Jahre des sogenannten unabhängigen Slowa-

kischen Staates offizieller Förderung erfreut haben, ist ihnen diese offizielle Förderung nach dem Zusammenbruch Deutschlands, dessen Verbündeter eben dieser Slowakische Staat gewesen ist, zum Schicksal geworden. Sie wurden verstaatlicht — und die Bischöfe hören nicht auf, sie zurückzuverlangen. Die Katholische Aktion kann in der ganzen Tschechoslowakei ohne jedes Hindernis arbeiten und ihre Kader erneuern. Die gesamtstaatliche, den Bischöfen unterstellte «Katholische Caritas» stellt einen der lebendigsten Faktoren der Katholischen Aktion dar. Sie ist auf sozialem wie sanitärem Gebiet gleich wirkungsvoll tätig und somit auch ein wertvolles Apostolat.

Kirchliches Leben

Während der deutschen Besetzung durften die Männer- und Frauen-Orden sowie die Kongregationen in Böhmen und Mähren keine Kandidaten und Novizen aufnehmen. Das Nachwuchsproblem ist darum sehr kritisch geworden. Heute werden von überall wieder neue Berufe gemeldet, freilich noch nicht immer in befriedigender Zahl. Als erste Neugründung in der befreiten Tschechoslowakei ist die Erneuerung des zweiten, rein beschaulichen Ordens der klausurierten Dominikanerinnen zu erwähnen: Die Kandidatinnen haben bereits ihr Kloster in Velke Brezno in Nordböhmen bezogen. Dieser Orden war seit Josephs II. Zeiten auf dem Gebiete des ganzen damaligen Oesterreich verboten gewesen.

Um dem Priester mangel — der sich gleichzeitig auch als Mangel an Religionslehrern auswirkt — beizukommen, werden religiöse Kurse zur Erziehung von Laien Helfern in der geistlichen Verwaltung veranstaltet. Kürzlich fand ein solcher Kurs im Prager Erzbischöflichen Seminar unter dem Motto «Die Person Jesu Christi und die Kirche Christi» statt, vom Pastozationszentrum der Prager Erzdiözese organisiert.

Ausgezeichnet entwickelt sich das «Studium Catholicum» in Prag, eine Art Abend-Volkshochschule unter dem Zeichen Christi. Auf Initiative des bekannten Prager Predigers und Schriftstellers P. Dr. Jan Evangelista Urban O. F. M. entstanden und nach dem Krieg neu eröffnet, scharft dieses Studium heute eine Reihe von Naturwissenschaftlern, Philosophen, Aerzten, Architekten, Künstlern und akademischem Nachwuchs um sich. Die Hörer und Mitarbeiter des Studium Catholicum leben aus dem Glauben heraus für die Wissenschaft. Das Prager Studium Catholicum will Brennpunkt werden für Forscher und Studenten, die aus dem Glauben leben, um so die Sehnsucht seiner Gründer zu erfüllen, ein spezifisch tschechisches Glied in der Kette der übrigen katholischen Lehrstätten zu sein.

Im Januar 1947 feierte die katholische «Ligatschischer Akademiker» in Prag das Jubiläum ihres vierzigjährigen Bestehens. Die Liga vereinigt die studentischen Kreise, die bewusst die Gleichsetzung von «modern» mit «atheistisch» bekämpfen und an der Ge-

staltung einer christlichen Welt als akademische Bürger mitwirken wollen. Die Liga zählt heute — ein sehr erfreuliches Zeichen! — viermal soviel Mitglieder als vor dem Krieg.

Die tschechische Jesuitenprovinz erholt sich wieder gut von ihren Rückschlägen. Sie zählt heute wieder zwölf Novizen, vierzehn ihrer Scholastiker studieren Philosophie, acht Kleriker und Priester Theologie. — Die tschechischen Benediktiner, deren berühmtes Kloster Emaus in Prag bei einem Bombardement durch die Amerikaner zerstört worden ist, haben eine grosse Aktion für den Wiederaufbau von Kirche und Kloster eingeleitet. — Die Salesianer, die, wie in der ganzen Welt, so auch in der Tschechoslowakei eine ungemein segensreiche Tätigkeit besonders an der Peripherie der Industriestädte unter der heranwachsenden männlichen Jugend entfalten, haben soeben in Ostrau, der drittgrössten Stadt der Tschechoslowakei, unter lebhafter Anteilnahme der Bevölkerung ihr 20-Jahres-Jubiläum begehen können. — Die Dominikaner haben ihre «Akademischen Wochen» wieder aufgenommen. Bei der letzten Prager Akademischen Woche im Herbst 1946 sprach u. a. auch der gegenwärtige tschechoslowakische Schulminister Dr. Stransky, ein praktizierender Katholik, der sich in vor-

nehmer Weise treffend mit der Glaubenslosigkeit auseinandersetzt. Im Olmützer Generalstudium wurde kürzlich die Ankunft von zwölf jugoslawischen Dominikanern gefeiert, unter denen sich auch der bekannte kroatische Dichter P. Raymund Kepareo O. P. befindet. Diese werden ihre in ihrem Vaterland abgebrochenen Studien in der Tschechoslowakei fortsetzen.

Zu einer neuen Blüte gelangt in der Tschechoslowakei das religiöse Schrifttum. Ausser den vorgenannten Blättern sind vor allem hervorzuheben: die kulturelle Revue «Vysehrad» in Prag, die Dominikanerzeitschriften «Na hlubinú» («In die Tiefe») und «Filosofická revue» («Philosophische Revue»), die Jesuitenzeitschriften «Hostynské zprávy» («Nachrichten von Hostyn») und «Apostolát sv. Cyrila a Metodeje» («Das Apostolat der hl. Cyrillus und Methodius»). Einen besonderen Platz nimmt die vierzehntage-Revue der tschechoslowakischen katholischen Caritas «Charita» ein. Hier ist stets eine Fülle von sozialem und caritativem, echt christlichem Gedankengut zu finden. — In der Slowakei sind vor allem die neue katholische Monatsrevue «Verbum» in Kosice und die beiden Zeitschriften der Dominikaner, «Smer» («Die Richtung») und «Svätý ruzenec» («Der heilige Rosenkranz»), zu nennen. (Fortsetzung folgt)

Ex urbe et orbe

«Katholizismus als politische Macht»

«Fast immer in der Geschichte hat Rom es verstanden, sich einen entscheidenden Einfluss auf die stärksten Weltmächte zu sichern», schreibt Karl von Schumacher im Leitartikel der «Weltwoche» vom 21. März 1947. Schon vergangenen Juni stellte Karl von Schumacher in einem Artikel: «Die katholische Kirche als Weltmacht», eine deutliche Hinwendung des Vatikans zu den Vereinigten Staaten fest, in denen der Papst heute «jene weltliche Macht zu erkennen glaubt, mit der zusammen er am ehesten seine Ziele erreichen zu können hofft».

Solche Stimmen musste man in den vergangenen Monaten immer wieder hören und der Ton der Worte liess deutlich erkennen, dass man nicht so sehr die «kluge vatikanische Diplomatie», die nach dem «Kirchenblatt für die reformierte Schweiz» ihr «Handwerk ausgezeichnet versteht», bewundert, sondern dass man vielmehr die Biegsamkeit und Grundsatzlosigkeit der Politik Roms an den Pranger stellen will. Auch Karl von Schumacher meinte, dass die Kirche zur Erreichung ihres politischen Einflusses glaube, «ihre Bundesgenossen in der Welt ohne allzu grosse Gefahr nach Gutdünken aussuchen zu können». «Goethe hat über die Kirche gespottet, sie habe einen guten Magen und könne sogar unrecht Gut vertragen. Heute scheint sich diese Kirche nicht mit unrechtem Gut, wohl aber mit Ketzern vertragen zu können.»

Der Katholik, der die Schwelle der Kirche wirklich einmal überschritten hat und in ihr Heiligtum getreten ist, weiss auf solche Darstellungen der kirchlichen Macht leicht eine Antwort zu geben. Der Vatikan geht nicht den Weg einer politischen Weltmacht. Der Weg der «Grossmacht Vatikan» geht quer durch die politischen Fronten und Blocks und Interessensphären hindurch. Die Grenzen, wie der Vatikan sie sieht, sind nicht zwischen Völkern und Staaten gezogen — die Kirche ist die catholica, d. h. die allumfassende —, sondern sie liegen in der geistigen und moralischen Welt. Sie verlaufen nicht zwischen Ost und West, sondern zwischen Wahr und Falsch, Gut und Böses. Es geht der Kirche nicht darum, sich auf die Seite der stärkeren Partei zu schlagen — wie manchen Waffengang hätte sich die Kirche durch eine solche Taktik in all den Jahrhunderten erspart! —, es geht der Kirche nicht um das äussere Prestige, um Augenblickserfolge, sondern um den Sieg der Gerechtigkeit über die Ungerechtigkeit, der Freiheit über die Vergewaltigung, um den Kampf für das Sittliche gegen das Untermenschliche. Dienst an der Wahrheit und Gerechtigkeit bleibt ihre «politische» Aufgabe.

Das Geheimnis der kirchlichen Macht

Das innere Geheimnis der Macht der Kirche liegt denn auch nicht in einer klugen Diplomatie, in ihrer Organisation, im sogenannten Papismus oder Jesuitismus, sondern in etwas, das noch mächtig ist, wenn alle Diplomatie und alle irdische Gewalt am Ende ist, das selbst durch Kerker und Tod nicht überwunden wird. Darauf weist auch Karl von Schumacher in seinem neuesten Artikel hin — wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten. Der Verfasser berichtet von einem Erlebnis im Sommer 1945 bei Dr. Högner, dem bayrischen Ministerpräsidenten, der ihm ein Paket von 150 Abschiedsbriefen zeigte, die nach Deutschland verschleppte Belgier und Franzosen vor ihrem Tod an ihre Lieben in der Heimat geschrieben hatten. «Die Briefe stammten meist von kleinen Leuten, von Zollbeamten, Polizisten, Arbeitern und Schullehrern. Was mir an diesen Briefen einen starken und unvergesslichen Eindruck machte, das war der absolut unerschütterliche und selbstverständliche katholische Gottesglaube, der aus ihnen sprach.» Die Briefschreiber «drückten sich trotz grammatikalischer und orthographischer Fehler so klar und selbstverständlich aus, wie man sich nur ausdrücken kann, wenn einem auch wirklich die Dinge, um die es geht, vollkommen klar sind». Dann schreibt der Verfasser: «An diese Briefe musste ich wieder denken, als ich später in dem Buch Schlabrendorffs die Abschiedsbriefe seiner Freunde las, die dem 20. Juli zum Opfer gefallen waren... Wenn man die Briefe mit denen der erschossenen Katholiken verglich, musste sich einem doch der grundlegende Unterschied zwischen der vitalen Kraft eines selbstverständlichen katholischen Gottesglaubens und der morbiden Haltung von Menschen aufdrängen, denen die innere Hoffnungslosigkeit und die Brüchigkeit ihrer Ideale nur noch den Ausweg in die heroische Geste übrigliess. Ich spürte aus dieser Gegenüberstellung nicht nur, dass es hoffnungslos war, auf eine Wiederbelebung der alten preussischen Ideale zu hoffen, sondern ich lernte daraus auch, dass — was ich eigentlich selber nicht mehr recht geglaubt hatte — die katholische Religion noch Kräfte in sich birgt, mit denen in der Welt auch eine sogenannte Realpolitik wird rechnen müssen.»

Wo es nicht mehr um rein politische Dinge, um Kolonien, um nationale Rechte, sondern um die Seele der Menschen geht wie heute, wo sich die Menschen nach einem Worte Professor Sheens «in zwei Religionen teilen, in die des Gottesmenschen und in die des Menschengottes; in die des Gottes, der sich selbst zum Menschen machte und in die des Menschen, der sich zum Gott macht; in die Brüder in Christo und in die Kameraden, die sich

im Zeichen des Antichrist vereinen», da wird es sich zeigen und die jüngste Geschichte hat auch den Beweis erbracht, dass die religiöse Kraft des Katholizismus eine starke Widerstands- und Stosskraft darstellt und in den weltanschaulichen Auseinandersetzungen entscheidend ins Gewicht fällt. Diese Macht, die sich notwendig im Politischen auswirken wird, besitzt der Katholizismus aber nicht durch seine geschickte Anlehnung an die stärksten Weltmächte, sondern empfängt sie aus seinem eigenen innern Leben und Glauben.

Pharaonenmoral

Am 14. März haben die Aussenminister an der Konferenz von Moskau die Zahlen der in ihren Ländern noch zurückgehaltenen deutschen Kriegsgefangenen veröffentlicht. Der amerikanische Staatssekretär Marshall gab bekannt, dass die Vereinigten Staaten noch 30 976 deutsche Kriegsgefangene unter ihrer Aufsicht hätten, die Hälfte davon in Deutschland. Unter britischer Kontrolle befinden sich nach den Aussagen von Aussenminister Bevin noch 430 000 und Bidault nannte für Frankreich die Zahl 631 483. Gespannt wartete man auf die russischen Angaben. Molotow konnte in der Sitzung keine Zahlen nennen. Am Abend teilte dann die amtliche sowjetrussische Nachrichtenagentur Tass mit, dass sich in der Sowjetunion noch 890 532 deutsche Kriegsgefangene befinden. Seit der deutschen Kapitulation seien 1,003,974 Kriegsgefangene in die Heimat entlassen worden (NZZ 16. 3. 1947, Nr. 498).

Wo bleiben die Kriegsgefangenen?

Die russische Bekanntgabe der Kriegsgefangenen hat in Deutschland «Trauer und Entsetzen» über unzählige Familien gebracht und in der übrigen Welt berechtigte Befürchtung hervorgerufen. Bevin hatte in Moskau die Anzahl der von den Russen gemachten Gefangenen auf wenigstens 3 Millionen beziffert, und die deutsche Bevölkerung glaubte, dass noch 3—4 Millionen Soldaten in Russland lebten. Der Führer der Sozialdemokraten, Dr. Schumacher, bestritt auf einer Delegiertenversammlung der Berliner Stadtpartei am 19. März, dass eine Million Entlassener heimgekehrt sei, und er stellte «unter stürmischem Widerhall der Versammlung» und unter scharfer Anklage gegen Russland an die Welt die Frage: «Wo bleiben unsere Kriegsgefangenen aus dem Osten?»

Auch von Italien hört man gleiche Klagen, wenn es sich auch um bedeutend kleinere Zahlen handelt. Wie die *Civiltà cattolica* (15. März 1947, Heft 2322) meldet, schätzt das italienische Kriegsministerium die Zahl der italienischen Kriegsgefangenen in Russland auf wenigstens 60 000. Die russische Presse nannte im Februar 1943 80 000. Im Mai 1946 gab die russische Gesandtschaft in Rom der italienischen Presse die Zahl der italienischen Kriegsgefangenen mit 21 193 an. Neuestens teilte die Gesandtschaft den Abschluss der Heimbeschaffung der italienischen Gefangenen mit Ausnahme von etwa 30 Kriegsverbrechern und Kranken mit. Nach Angaben des italienischen Kriegsministeriums sind aber nur 12 513 Soldaten aus Russland zurückgekehrt.

Mit Recht fragt sich die Welt, wo sind diese Soldaten: Sind sie tot? — Dann müssen Hunger und Kälte, unmenschliche Brutalität und Missachtung internationaler Abmachungen in der Behandlung von Kriegsgefangenen eine solche Sterblichkeit verursacht haben — oder leben sie noch? — dann trifft das sozialistische Russland die noch weit schwerere Anklage, namenlose Arbeitsklaven in seinem Lande zu halten.

Karl Marx hatte einst als erste Forderung der Menschlichkeit aufgestellt: die «Gleichheit alles dessen, was Arbeiterantlitz trägt». Müsste er nicht heute in Moskau am lautesten Protest erheben?

Die Konferenz von Moskau

Unerwarteter Auftakt

Die politische Kriegserklärung des amerikanischen Präsidenten Truman am 12. März an den totalitären kommunistischen Imperialismus hat die Kriegsallianz mit Russland eindeutig gelöst. Die «grosse Staatsrede» des «kleinen Präsidenten» hat mit ungewohnter Schärfe jede Illusion zerrissen. Der Westen hat mit

wenigen Ausnahmen die klaren und zielsicheren Worte des Präsidenten der Vereinigten Staaten begrüsst. Das «Wallstreet Journal» schrieb über die vergangene Politik: «Wir kämpften gegen die Tyrannei im Bündnis mit einem Tyrannen und das Schlimmste ist, dass wir uns bisher weigerten, diese Tatsache zu sehen». Churchill erklärte zur Rede: «Keiner der in der letzten Zeit unternommenen Schritte ist mehr dazu angetan, der Aufrechterhaltung des Weltfriedens und der Freiheit zu dienen als die Botschaft des amerikanischen Präsidenten.» Es wurde klare Linie geschaffen.

Aber die offenausgespielten Karten haben Russland unzweideutig zum Bewusstsein bringen müssen, dass die Grenzen des amerikanischen Kontinents bis an die Dardanellen und quer durch Europa verlaufen. Die Verhandlungen in Moskau haben es auch schon deutlich gezeigt, dass die weltpolitischen Interessen der Grossmächte, vor allem Russlands und Amerikas, an der Konferenz die Hauptrolle spielen und nicht das gerade disputierte Problem. Weil aber diese Interessen sich durch einen fast unüberbrückbaren Antagonismus zwischen West- und Ostblock «auszeichnen», kommt die notwendige Einheit des Beschlusses nur durch einen ewigen Kompromiss zustande. Dabei sind die Konzessionen durch eine der Mächte immer derart, dass für die betreffende Macht der kleinste Teil ihrer wesentlichen Interessen geopfert wird, d. h. aber, dass man alles andere leichter opfert: die Logik, den gesunden Menschenverstand, die bessere Einsicht, mit einem Wort, das Problem selber, über das geredet und disputiert wird (cf. *Cahiers du Monde Nouveau*, März 1947). So ging es schon bei Triest. Das Problem Triest ist nicht gelöst worden. Es ist ein Kompromiss zwischen zwei Interessensphären und zwar nicht einmal so sehr zwischen den Interessen Italiens und Jugoslawiens, als vielmehr zwischen denen der Sowjetunion und England-Amerika gemacht worden. Bei Deutschland ist der Kompromiss unendlich schwerer, denn hier kreuzen sich wichtigste und entscheidende politische Interessen.

Schwaches oder starkes Deutschland?

Deutschland, dieses Land inmitten Europas gelegen, reich an Bodenschätzen, Industrie und Arbeitskräften, mit einem Heer von Ingenieuren und Technikern, das Land der Erfinder, tapferer Soldaten und grosser Staatsmänner, trägt alle Möglichkeiten in sich, unter einer starken Führung bald wieder eine Grossmacht darzustellen. Während eine solche Grossmacht für den weniger starken Nachbarn eine Bedrohung und Gefahr bedeutet, so kann sie für eine noch stärkere Macht eine ebenso bedeutsame und willkommene Hilfsmacht und «Kollaborationist» werden. Frankreich, das als Grossmacht im eigentlichen Sinne ausgespielt hat, Belgien, Holland und Luxemburg, die alle durch die Vergangenheit gewarnt sind, sehen in einem starken Deutschland eine neue Gefahr.

Für die Gewaltigen des Kreml, die alles Vergangene ihren Zukunftsplänen opfern, ist Deutschland keine Gefahr, sondern eine grosse Chance, tausend Kilometer weiter nach Europa vorzustossen. Amerika und England wissen genau, dass Deutschland wie eine Beute vor den Toren des Feindes liegt und sie stehen vor dem Dilemma: starkes oder schwaches Deutschland. Ein schwaches Deutschland, das den Siegern tributpflichtig und in seiner Ernährung, Industrie und Wirtschaft von mächtigen Nachbarn abhängig wäre, könnte — ohne Selbstgefährdung — nie eine antirussische Haltung einnehmen. Ein starkes Deutschland aber könnte unter Umständen einen Wall gegen den östlichen Kommunismus bilden.

Aus solchen rein politischen Ueberlegungen heraus, die eigentlich das innere Problem Deutschlands ganz ausser acht lassen, haben die einzelnen Grossmächte ihre Stellung bezogen: Russland steht ein für ein politisch und wirtschaftlich geeintes Deutschland. Es hofft damit grosse Sympathien bei den Deutschen zu gewinnen — und auch mehr Reparationen herausholen zu können. Frankreich ist für ein dezentralisiertes, wirtschaftlich am Boden gehaltenes Deutschland — aus Angst. Amerika fordert die Einheit Deutschlands in einem Bundesstaat, in dem die Länder doch eine gewisse Selbständigkeit bewahren. Das Risiko einer Bolschewisierung Deutschlands durch eine mögliche marxistisch gefärbte Zentralregierung wird, damit vermieden. England spielt die Vermittlerrolle.

Eines muss man fürchten, dass ein Kompromiss-Friede kommt, der für Deutschland und damit für Europa kein Friede ist. Das Interesse der Grossmächte geht nicht darauf, frühere Feindschaft auszusöhnen, Ungerechtigkeiten nun mit Recht zu vergelten, den Ausgehungen und Ausgeplünderten die Möglichkeit des Aufstieges in Aussicht zu stellen, dass der Wohlstand und damit Ruhe und Ordnung in etwa wieder zurückkehre. Wilson müsste heute mit noch mehr Recht als nach dem ersten Weltkrieg in die Kon-

ferenz der Sieger hineinrufen: «Kein Friede kann sich mit Sicherheit auf politische und ökonomische Einschränkungen, die bezwecken, einzelne Nationen zu bereichern und andere zu verkrüppeln, oder in ihrer Entwicklung hindern, oder auf Strafmassnahmen irgendwelcher Art oder auf irgend eine Form von Rache stützen ... Strafmassnahmen, das Zerreißen von Reichen ... halten wir für unangebracht und letztlich schlimmer als nutzlos: sie sind keine passende Grundlage für irgend einen Frieden, am wenigsten für einen dauernden Frieden.»

Neue Wege zur anglikanischen Kirchenunion

Immer schon hatte sich die anglikanische Kirche im Ringen um die christliche Einheit grosszügig eingesetzt. Wohl deshalb, weil sie sich dem Katholizismus und den orthodoxen Kirchen besonders nahe fühlte und «zugleich die kühne Hoffnung hegt, auch den rein protestantischen Gemeinschaften eine purgierte katholische Tradition wieder nahe bringen zu können» (O. Bauhofer).

Zum besseren Verständnis des Folgenden müssen wir festhalten, dass die anglikanische Kirche drei charakteristische Grundzüge aufweist: einen nationalen in ihrer engen Bindung an den Staat, einen protestantischen in ihrer protestantischen Lehre und einen katholischen in ihrer bischöflichen Struktur und ihrem Festhalten an den Sakramenten. — Zu den protestantischen Freikirchen steht sie in Gegensatz durch ihre Gebundenheit an den Staat und durch ihren episkopalen Charakter. Zu den englischen Freikirchen zählen namentlich die Presbyterianer, die Methodisten, die Baptisten, Kongregationalisten, die Quäker und die Heilsarmee.

Es liegt im Zuge der neu aufgebrochenen ökumenischen Bestrebungen, dass sich nun auch die Anglikaner mit ihren nachbarlichen Kirchen vereinigen möchten. — Als notwendige Grundlage für eine kirchliche Wiedervereinigung stellte die anglikanische Bischofskonferenz (Lambeth-Konferenz) bereits im Jahre 1920 vier Kernpunkte auf: 1. Die Hl. Schrift als Offenbarung Gottes. 2. Das apostolische und nizänische Glaubensbekenntnis. 3. Taufe und Abendmahl als von Christus eingesetzte Sakramente. 4. Das Bischofsamt, als Träger nicht nur der inneren Berufung, sondern auch des von Christus erhaltenen Auftrages und der Ermächtigung durch die ganze Gemeinschaft. — Dieses Festhalten am bischöflichen Amt sollte in allen darauf folgenden Unionsbestrebungen zum Stein des Anstosses werden. Immer wieder kam es vor, dass die Freikirchen trotz allem Beteuern des Einheitswillens in geheimer Furcht vor einem bischöflichen Amt ihre Freiheit einer Einigung vorzogen. — Diese auch heute wieder auftauchenden Schwierigkeiten wurzeln letztlich in einer grundverschiedenen Auffassung von Kirche und kirchlichem Amt. Nach anglikanischer Lehre ist das Amt ein göttliches Priestertum, dessen Autorität von oben stammt und durch Weihe vom Bischof gespendet wird. Preisgabe dieser von Christus geoffenbarten Tatsache hiesse für die Anglikaner, sich selbst und ihre Kirche aufgeben. — Ganz anders verstehen die Freikirchen ihr Kirchenamt (Predigtamt oder Presbyteriat). Es handelt sich bei ihnen um ein Amt, das von unten stammt, dessen Autorität einzig in der Berufung durch den Hl. Geist wurzelt, nicht aber in einer Weihe durch den Bischof. Den Freikirchen ist der Sinn dafür verloren gegangen, dass göttliche Amtsautorität auch durch einen sichtbaren Weiheakt des Bischofs übertragen werden kann.

Union in Südindien

In Kanada, Indien und Amerika führten nun neueste Unionsbestrebungen zu Ergebnissen, die infolge des strittigen Bischofsamtes vor allem innerhalb der anglikanischen Kirche zu heftigen Auseinandersetzungen führten. — Am 22. Januar 1947 beschloss der Rat der anglikanischen Provinz von Indien, Burma und Ceylon mit knapper Mehrheit, einem Teil des Unionsplanes zuzustimmen, der ihre Vereinigung mit den südindischen Freikirchen vorsieht. (Bischöfe: 7 gegen 6, Geistliche: 30 gegen 22, Laien: 33 gegen 7.) (Ökumenischer Pressedienst.) In der Hoffnung, das Bischofsamt für die Freikirchen annehmbar zu machen und die Grundsätze beider Parteien beizubehalten, befürwortete die Ratsmehrheit einen Kompromiss, der in anglikanischen Kreisen

lebhaftesten Protest hervorgerufen hat. Um der Einheit willen kam man dazu, Bischofs- und freikirchliches Predigeramt als ein- und dasselbe zu behandeln. Die grundsätzliche Verschiedenheit beider Aemter wurde einfach übergangen. Durch den Kompromiss wird es möglich, dass nichtgeweihten Priestern anglikanische Pfarreien anvertraut werden. Um als Priester oder Bischof zu wirken, wird es nicht mehr einer bischöflichen Weihe, sondern lediglich einer äusseren Amtseinsetzung von seiten der Kirche bedürfen. Die «Internationale kirchliche Zeitschrift» (altkatholisch), nennt in Nr. 1, 1947, diesen Plan «einen Versuch, zwei Dinge (anglikanisches Bischofsamt und freikirchliches Predigeramt) als dasselbe auszugeben, von denen man weiss, dass sie gänzlich verschieden sind. ... Das am meisten zu beklagende Merkmal des ganzen Schemas (Unionsplanes) ist seine Unaufrichtigkeit».

Einigungsbestrebungen in Kanada

Auch in Kanada mühen sich die Freikirchen und die anglikanische Kirche um eine neue Union. Der Ökumenische Pressedienst (September 1946) berichtet hiezu: «Bei der Eröffnung der Generalsynode der Kirche von England in Kanada' setzte sich der Erzbischof von Toronto, Dr. Derwyn T. Owen, aufs wärmste dafür ein, dass die Verhandlungen über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen Kanadas weitergeführt würden.» Auf derselben Synode wurde ein Bericht der Unionskommission entgegengenommen, worin auch eine Lösung der umstrittenen Bischofsfrage vorgeschlagen wird. Man ist sich voll und ganz bewusst, dass der grundlegende Unterschied zwischen episkopalem und presbyterialem Amt nicht verwischt werden darf, wie dies im Unionschema von Indien geschehen ist. Um keiner verfallenden und im Grunde unwahrscheinlichen Scheinlösung zu verfallen, schlägt man folgenden Weg vor: Die Presbyter der Freikirchen können die Weihen der Anglikaner empfangen, und umgekehrt können anglikanische Bischöfe und Priester als freikirchliche Presbyter wirken. Die also mit beiden Aemtern ausgestatteten Geistlichen dürften in beiden Gemeinschaften wirken. — Der Erzbischof von Canterbury, Dr. Fisher, sieht die grosse Schwäche der kanadischen Vorschläge vor allem darin, dass hier theoretisch etwas festgelegt werde, was im Leben der Kirchen noch nicht zur Reife gekommen sei. Man baue ein theoretisches Gerüst für eine erst geplante, aber in Wirklichkeit noch nicht zur Reife gekommene Unionskirche. Auf beiden Seiten sei man sich noch unklar, wie sich die Uebnahme eines Doppelamtes in Konkreto auswirken werde. Dieser Unklarheit zufolge entstehe bei beiden Verhandlungspartnern eine gewisse Unsicherheit und Furcht, die zu langen und fruchtlosen theoretischen Auseinandersetzungen führen könne. «Ich denke mir», so führte er in einer Rede vom 3. November 1946 aus, «dass der Widerstand teils aus Furcht vor dem Verlust der Selbständigkeit (bei den Freikirchen), teils aus Furcht vor Kompromissen (bei den Anglikanern) verursacht wurde... vor allem aber aus Furcht vor einer geschriebenen Verfassung (bei beiden Partnern).»

Ein Vorschlag von Erzbischof Fisher

Gestützt auf die Erfahrungen, dass ein theoretischer Lösungsversuch nicht zum Ziele führt, versucht nun Dr. Fisher für die Wiedervereinigung der Kirchen im englischen Mutterland einen neuen praktischeren Weg. Auch er weiss um die unbedingte Notwendigkeit des Bischofsamtes. Er verzichtet je-

doch darauf, das Verhältnis von Bischofsamt und freikirchlichem Predigeramt zum vorneherein gesetzlich festzulegen, wie dies in Kanada versucht wird. Eine voreilige Verfassungsunion scheint ihm fruchtlos. Vielmehr wünscht er, die Kirchen kämen zu einer vollen Gemeinschaft, bevor eine Verfassung ausgearbeitet wird. Der gesetzlichen Festlegung muss ein Angleichungsprozess vorgehen. Deshalb sollten die nichtbischöflichen Kirchen zunächst im eigenen Rahmen das Bischofsamt «ausprobieren». «Wenn sie dann dasselbe in ihr System einbauen könnten, hoffe er, dass es nicht bei diesem einen Schritt bleiben werde. Vielmehr hoffe er, dass jede Kirche mit oder ohne bischöfliche Verfassung, alles, was ihr getrenntes geistliches Amt umschliesst, einer möglichst grossen Anzahl geistlicher Amtsträger in den anderen Kirchen zugänglich mache» (Oe. P. D.). Der Erzbischof erklärt sich bereit, den freikirchlichen Bischöfen die anglikanische Ordination zu erteilen.

Reaktion in anglikanischen Kreisen

Die Versuche kirchlicher Union in England selbst und im Ausland lösten unter den Anglikanern verschiedene Reaktionen aus. In banger Voraussicht von Einigungsversuchen, die dem apostolischen Glauben nicht entsprechen, veröffentlichte «der Rat zur Verteidigung kirchlicher Grundsätze» schon im Jahre 1945 eine Kundgebung. Vor allem wird im Hinblick auf die südindische Union mit ihrer verwässerten Lösung jeder Kompromiss zwischen Bischofs- und Predigeramt abgelehnt. Einem geistlichen Amt ohne Einweihung wird alle Gültigkeit abgesprochen. Bischof Durham spricht von dieser Richtung als «einer Reaktion gegen den theologischen Liberalismus der älteren Generation». Es ist der Flügel, in dem vor allem der Anglo-Katholizismus lebendig ist, der auch die Vereinigung mit Rom und den orthodoxen Kirchen fester ins Auge fasst.

Die Diskussion in anglikanischen Kreisen bezeugt, dass hinsichtlich des bischöflichen Amtes deutlich abgestufte Meinungsverschiedenheiten bestehen. Von der starken Betonung des Bischofsamtes rückt z. B. Bischof Durham ab, wenn er mit einer leichten Akzentverschiebung sagt: «Es wäre nicht unmöglich, dass in der Zukunft die Diskussion sich weniger auf die Frage des geistlichen Amtes als auf die hinsichtlich des Bekenntnisses, der Sakramente, der fundamentalen Autorität der Hl. Schrift bestehenden Fragen konzentrieren wird.» Noch deutlicher offenbarte sich diese Verschiedenheit der Auffassungen in den Verhandlungen um die südindische Union, wo, wie wir gesehen haben, eine anglikanische Mehrheit den tiefen Sinn des Bischofsamtes nicht mehr zu erfassen vermochte und um der Einheit willen bereit war, dasselbe als blosses Angelegenheit der Kirchenordnung zu behandeln.

Letztlich mögen diese Unterschiede wohl auch bedingt sein von einer verschiedenen Wertung der menschlichen Freiheit in theologischen und religiösen Dingen. Gerade die verschiedene Wertung führte zur Bildung eines orthodoxen und eines liberalen Flügels innerhalb der anglikanischen Kirche. Aber nicht nur das strittige Bischofsamt hat in ihr zu einer Art Scheidung der Geister geführt, sondern auch die Stellungnahme der anglikanischen Kirche zur katholischen. Der orthodoxe anglikanische Flügel ist der katholischen Papstkirche gegenüber aufgeschlossen, während sich der Blick liberaler Kreise von Rom eher abwendet. Erst jüngst kam die Haltung des liberaleren Flügels in Kundgebungen anglikanischer Würdenträger wieder deutlich zum Ausdruck. So wandte sich kürzlich Dr. Garbett, Erzbischof von York, sehr scharf gegen die katholische Mischehenpraxis. Bischof Walter Carey verglich in einer Kundgebung die moralische Herrschaft Roms mit dem Totalitarismus Sowjetrusslands. «Die Stellung der Kirche von England, wie er sie sieht und vertritt, entspricht — im Gleichnis gesprochen — derjenigen der Südafrikanischen Union innerhalb des britischen Commonwealth. Die Stellung aber, die Rom der anglikanischen Kirche zumutet, wäre diejenige Lettlands innerhalb der Sowjetunion. Für Russland ist das Wahrheit, was Russland sagt. Für Rom ist das Wahrheit, was Rom sagt» (Kirchenbl. d. Reform. Schw.).

Aus unseren Darlegungen erhellt, dass sich das oekumenische Bedürfnis nach Einheit unaufhaltsam und allen Hindernissen zum Trotz freie Bahn zu brechen versucht. Wir wissen jetzt auch, dass man in manchen Kreisen nicht nur irgendwelche Einheit möchte, sondern eine Einheit auf dem Boden der Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Diese Haltung spricht namentlich aus Dr.

Fishers ehrlichem Wollen: Es ist ein Wollen, das sich von der Erkenntnis leiten lässt, dass «nichts unsinniger und unwahrhaftiger wäre, als Kompromisse und künstliche Zusammenlegungen» (Newman).

Allerdings enthält auch der Vorschlag von Erzbischof Dr. Fisher noch eine nicht ungefährliche Kompromissbereitschaft. Denn die Einführung des Bischofsamtes «zur Probe» verdunkelt und verkennt die dogmatisch undiskutierbare Wahrheit, dass die Bischöfe durch den Willen Christi nicht nur amtliche und autoritative Leiter der Kirche sind — schon in diesem Falle steht der Wille Christi über jedem Gutdünken menschlichen Wählens — sondern auch Träger heiliger, sakramentaler Gewalten, durch die der Lebensstrom der Kirche seit den Aposteln hineingetragen wird in alle Jahrhunderte.

Religionsfreiheit in Ungarn?

Marxisten und Vertreter der sowjetrussischen Besetzungsmacht in Ungarn erklären, es gäbe dort vollkommene Religionsfreiheit, nur das Politisieren sei verboten.

Tatsächlich hat aber die Religion in Ungarn weder Rede- und Presse- noch Versammlungsfreiheit. Wie ein Staat ohne diese Freiheiten nicht frei sein kann, so kann es aber auch die Religion nicht sein.

1. **Es gibt keine Versammlungsfreiheit.** — Die religiösen Vereine wurden verboten und ihr Vermögen durch kommunistische Verbände enteignet. In Budapest wurden Gläubige, die sich vor den Kirchen versammelten, durch Soldaten auseinandergetrieben. Seit uralten Zeiten gebräuchliche kirchliche Prozessionen wurden in Budapest, Csepel Székesfehérvár, Pécs usw. wiederholt verboten. In den Kirchen erscheinen beauftragte Spitzel. Zahlreiche Angestellte wurden mit der einzigen Begründung entlassen, sie seien eifrige Kirchenbesucher.

2. **Keine Redefreiheit.** — Das kirchliche Lehramt, die Bischöfe sprechen nach alter Sitte durch Rundbriefe zu ihren Gläubigen. Solche Hirtenbriefe sind nach dem gültigen ungarischen Staatsrecht zensurfrei. Das gilt aber nur noch in der Theorie. Tatsächlich werden sie ärger beanstandet, als zur Nazizeit in Deutschland oder in Ungarn. Vier bischöfliche Hirtenschreiben sind bis jetzt durch die Marxisten im Innenministerium aufgehalten worden. Zwei davon durften überhaupt nicht erscheinen, und zwei wurden solange nicht freigegeben, bis ihr Inhalt nicht mehr aktuell war. Ein grosser Teil der Priester war oder ist in staatlichen oder russischen Gefängnissen und Internierungslagern.

3. **Keine Pressefreiheit.** — Bis zum Ende des Weltkrieges erschienen in Ungarn 10 katholische Tageszeitungen und dazu noch viele katholische Wochen- und Monatsblätter. Jetzt wird den Katholiken trotz wiederholten Ansuchens keine einzige Tageszeitung erlaubt, obwohl doch die Katholiken zwei Drittel der Bevölkerung ausmachen. Als Vorwand wird Papiermangel angegeben. Dabei erhalten aber fortwährend neue Zeitungen der Linksparteien die Lizenz und das nötige Papier. Verschiedene religiöse Vereinigungen hatten noch ihre Monatsblätter. Das Innenministerium hat aber bereits begonnen, auch diese der Reihe nach zu unterdrücken. Es wurden rein religiöse Bücher zu Tausenden beschlagnahmt und vernichtet. Ein ungünstiger Satz über den Bolschewismus genügte, um das Schicksal des Buches zu besiegeln.

Herausgeber:

Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich, Auf der Mauer 13.

Abonnementspreise:

Schweiz: Jährlich Fr. 9.40 — halbjährlich Fr. 4.90 — vierteljährlich Fr. 2.50 — Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842.

Deutschland: vorläufig suspendiert.

Frankreich: Jährlich Ffr. 240. — halbjährlich Ffr. 125 — Einzahlungen an Editions Salvator, Porte de Miroir, Mulhouse, Tél. 14—24, Compté Chèques Postaux: Strasbourg 10.218.

Luxembourg-Belgien: Jährlich Lfr. 120 — halbjährlich Lfr. 65. Einzahlungen an Central du Livre Clees-Meunier, 15, rue Elisabeth, Telephone 6681, Postcheckkonto 5390.

Oesterreich: Jährlich S. 15 — halbjährlich S. 8. — Einzahlungen für: Steiermark, Kärnten, Salzburg, Vorarlberg, Tirol: P. Klinger, Graz I, Postfach 160; Fernruf: Gratwein 21. Postcheckkonto: Wien 61.606. — Wien, Nieder- und Oberösterreich: Verlag Herder, Wien I, Wollzeile 23, Fernruf R 26-0-08.